

dtv

Die Legende will, daß der Friseur, der in diesem Buch die Hauptrolle spielt, eine Mischung ist aus einem arabischen Findelkind und einem Wiener. In Triest ist er vor vielen Jahren an Land gegangen und hat die Kunst des Haarschneidens gelernt, in Venedig wollte er Perückenmacher werden, später, auf dem Weg nach Wien, »ehelichte er ohne jedes Zögern eine Österreicherin und eröffnete, mit dem Geld einer aufgeschobenen Hochzeitsreise als Anzahlung, in der Griechengasse einen Friseursalon«. Wer hier eintritt, betritt ein Zauberreich, hier verliert die Welt ihren Schrecken. Willkommen sind nicht nur sonderbare Käuze, die lediglich einen Kaffee trinken, sich unterhalten und streiten wollen, sondern auch Menschen, die einen Haarschnitt nötig haben. Prominentester Gast ist zweifellos Mozart, »übermüdet vom Nachruhm«, dem ein crew cut, ein klassischer Kurzhaarschnitt, verpaßt wird. Und die Geschichte seiner Perücke zieht sich wie ein roter Faden durch die sonderbaren Gespräche, die von morgens bis abends den Friseursalon erfüllen.

*Wolf Wondratschek*, 1943 geboren, lebt heute in Wien. Sein Gesamtwerk erscheint im dtv. Beachten Sie dazu bitte die Anzeige am Ende des Buches.

Wolf Wondratschek

# Mozarts Friseur

Deutscher Taschenbuch Verlag

›Mozarts Friseur‹ erschien  
zum ersten Mal 2002 im Carl Hanser Verlag  
in München.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2. Auflage 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2012 Wolf Wondratschek  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Lilo Rinkens unter Verwendung des Fotos  
›Tel Aviv, um 1932‹ von Helmar Lerski (Museum Volkwang Essen)  
Fotografie auf Seite 6: Sepp Dreissinger  
Satz: Filmsatz Schröter, München  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13186-5

Es treten auf:

Der Friseur

Die Frau des Friseurs

Karotte, ein junger Mann

Seine Mutter

Gabriele Scardanelli, Friseur in Triest

Wolfgang Amadeus Mozart (1756-1791)

Fräulein von Lehnhart-Kilany, Künstlerin

Nick, genannt Der Schatten, Friseur

Anna G., Friseurgehilfin

Puffi, ein junges Mädchen

Thomas Bernhard, Theaterdichter

Tinti Berger, Künstler

Szabloc Pruth, ein Kunstfreund

Eine Dame, Textilrestauratorin

Johann Pichler, Cafetier

Nomaden, Matrosen, Triestiner Bürger, Venezianer, ein Kotfetschist, ein emeritierter Staatsrechtler, ein Museumsdirektor, ein Kamel, ein Neuropsychologe, eine baltische Emigrantin, Künstler, Kunden, Mädchen, Punks, Wiener Giftler und andere Irrlichter.



*Das Haus des Friseurs  
in der Griechengasse in Wien*

Der Friseur, so die Legende, ist eine Mischung aus einem arabischen Findelkind und einem (gewordenen) Wiener, aufgefunden von Nomaden und von ihnen am Leben gehalten, gesäugt von Kamelen, nachts warm gehalten von ihrem Dung, bemuttert von Palmenschatten, in die man ihn während der Ruhepausen bettete. Die Hölle war es trotzdem. Mit dem Lebenswillen eines Weggeworfenen wehrte er sich gegen das Verdursten und Verhungern, gegen Fieber und das Verbrennen der Augen. Bedürfnislos wie die Tiere, die ihn trugen, kam er durch. Eine Gruppe von Matrosen, die um eine Wasserpfeife saß, nahm das verlorene kleine Bündel in Port Said an Bord ihres Frachters (mit Ziel São Paulo), in keiner Absicht. In den Wüsten, erklärten sie, sei der Sand, am Himmel die Sonne, auf See jede Welle wahnsinnig. Daran solle er sich unter Menschen bis zu seiner Todesstunde erinnern.

Der Friseur kann den Wortlaut dieser seltsam bedrohlichen, knapp und endgültig klingenden Botschaft noch heute, fast ein halbes Menschenleben später, im Schlaf aufsagen, ist aber dem Entschluß zu seiner Entschlüsselung aus Gründen, über die er erst lange nachdenken müßte, bisher immer ausgewichen. Nicht, daß ihm dazu die Zeit gefehlt hätte, natürlich nicht. Aber es klappte beim Nachdenken mit den Gedanken nicht, sie waren nie zu dressieren. Und trainiert hat er das Denken später auch nie. Er geht noch immer auf Sand oder Wasser, wenn er denkt. Es gibt keinen Grund, keinen festen Boden, er sinkt ein, das Gehen seiner Gedanken ist

schwer und ermüdend. Auch deshalb erinnert er sich jener lange zurückliegenden Zeit, als er an Gedanken noch nicht einmal gedacht hatte. Das Schweigen der Männer, die ihn aufgezogen hatten, war so selbstverständlich wie ihre Befehle verständlich waren. Unterhielten sie sich, benutzten sie nicht Worte, sondern machten Musik, einige tanzten. Sie lasen keine Bücher, schrieben keine Briefe, stellten keine Fragen, auch ihm nicht. Die Sonne ging morgens auf und abends ging sie unter, kein Gedanke würde daran etwas ändern, auch der Gedanke an Profite nicht. Es war das Leben ein stummes Vorwärtkommen auf beschwerlichen Routen, ein Ausruhen zwischendurch, ein Aufbrechen zu einem Ziel, von dem aus sie nach einigen Tagen oder Wochen wieder in die Wüste zurückkehrten, wieder beladen, wieder im Kampf mit dem Auftrag, eine Ladung ins Landesinnere zu bringen, zu Oasen oder Handelsstationen, und von dort eine andere zurück zum Fluß oder zur Küste.

Da ihm Gefahren unbekannt waren, dachte er über sie auch nicht nach. Luftspiegelungen, falls er sie überhaupt wahrnahm, hielt er für wirklich. Ein Spiel war nichts, was ihm widerfuhr. Er spielte nicht, mit nichts, nicht unterwegs. Er dachte sich auch nichts bei dem Spaß, unter die Bäuche der Kamele zu kriechen, um die dort herunterhängenden Haarbüschel erst zu entflechten, um sie anschließend wieder zu kleinen Zöpfen binden zu können. Mach nur weiter so, sagten die Männer und gaben ihm Fußstritte.

Das alles änderte sich mit den Matrosen.

Plötzlich gab es Gedanken. Sie kamen mit den Träumen, den Enttäuschungen, der Erschöpfung. Mit jedem Lebensmonat verbrachte er mehr Zeit mit ihnen. Alles, was er sah, reicherte er an durch Gedanken. Das machte zuerst ziemlich



viel Spaß. Er suchte die Begrenzung des Frachters, auf dem er wohnte, die Meeresoberfläche bis zum Horizont, den Himmel bis hinter alle Sterne ab, nicht mit Augen, sondern in Gedanken. So ließ eine Herde Wale, die auftauchte, unter den Seeleuten die Freude reifen, sich der Küste zu nähern, in ein, zwei Tagen von Bord zu kommen und sich an Land eine Frau kaufen zu können, in seinem Kopf schlug die Phantasie andere Purzelbäume. Er wollte schwimmen und tauchen lernen und es eines Tages können wie Fische. War es nicht noch einfacher, gleich ganz ein Fisch zu werden? War es Gedanken möglich, Wunder zu vollbringen, nur ein kleines, wie das, aus ihm, einem kleinen Jungen, einen kleinen Fisch zu machen? Konnte man durch Nachdenken nachhelfen? Wie machte man das? Gab es Techniken, die halfen? Gab es Geheimnisse? Hätte ihn jemand in diesem Augenblick gepackt und über Bord geworfen, er hätte, zumindest bis zum Aufprall auf dem Wasser und der Ernüchterung, sich doch nicht retten zu können, noch glücklich an den Spuk einer Gedankenübertragung geglaubt.

Das Kind hatte, wenn man es nur reden ließ, für die Männer also Unterhaltungswert, was sein Überleben erst einmal garantierte. Über Bord werfen konnte man den Findling ja immer noch. Bis dahin aber war es manchmal sogar zum Totlachen, was alles er sonst noch so von sich gab. Er konnte reden wie die Señoritas, wenn sie verliebt sind. Die erzählen einem auch, kaum daß sie sich untergehakt haben, daß am Himmel da oben ein Stern ihnen gehöre, ihnen ganz allein, der auf sie aufpasse – genau das Zeug, von dem man nie wußte, was man darauf antworten sollte. Außerdem brachte man sie nie von der Tanzfläche, schon gar nicht, wenn Perry Como *catch a falling star / and put it in your pocket / keep it for a*

*rainy day* sang, was sie einem gleichzeitig auch noch falsch ins Ohr summten. Am liebsten hätten sie die Nacht mit einem unermüdlichen Tänzer verbracht, der die Drinks zahlt, von Liebe spricht und erst einmal gehorsam ein nicht zu dünnes Bündel Banknoten zieht, als Vorschuß sozusagen auf gute Laune und kommendes Glück. Es war dann aber die eine wie die andere so verstört, wie es eben verlorene Frauen sind, die den Weg zur Schlachtbank mit zusammengebissenen Zähnen verfluchen, sich aber damit abgefunden haben, wie unerschöpflich bei Männern, noch dazu bei betrunkenen Matrosen, die Ressourcen ihrer Roheit waren und wie weh es tat unter ihrem Gewicht. Den Sternen gleich waren auch sie am Morgen wieder verschwunden.

Aus dem Mund des Kindes aber klang der Schwachsinn schön, wie eines dieser längst vergessenen Gute-Nacht-Lieder, die man Seelen singt, die sich ängstigen.

Na ja, kann schon sein, Kleiner, daß da oben ein Stern auf dich wartet. Da mußt du nur noch etwas wachsen, damit ihn dir nicht ein anderer vor der Nase wegschnappt.

Ich weiß, sagte das Kind, ich beeil mich ja.

Es gab nun offenbar aber Gedanken, die nur dazu da schienen, einen vom Denken abzulenken, jede Menge Gedanken, die sich ausschließlich in der Rolle von Störenfriedern gefielen. Zu dieser Zeit fiel ihm zum ersten Mal auf, daß ihm die Begabung fehlte, sich auf das Hochseil eines einzelnen, einzigen, möglicherweise einzigartigen Gedankens zu konzentrieren. Schon war da wieder die Ablenkung eines abschweifenden anderen Gedankens, dem andere, viele andere es sogleich nachtaten. Und während er, das Seil verfehlend, nach unten fiel, stiegen gleichzeitig Gedanken auf, wieder andere Gedanken, aber die dachten nicht daran, ihn aufzufan-

gen, ihn vor dem Sturz zu retten oder auch nur den zu erwartenden Aufprall gnädig abzufedern.

Ein Federkleid, dachte er, wird aus Gedanken wohl nicht gemacht.

Mir fehlt die Kraft, stöhnte einmal ein anderer, mir fehlt die Kraft, zwei Gedanken zusammenzubringen, wurde Schriftsteller – und mit seinen Romanen weltberühmt.

Möwen und Seeadler, die ersten Vögel, die er bewußt wahrnahm, waren Radarsysteme, die Nahrung orteten, auf Knopfdruck zum Sturzflug ansetzten, mit der Beute aufflogen und mit den Winden verschwanden. Bei dem Vogel, der im Käfig seines Kopfes flatterte, machte jede Feder, was sie wollte. Zum Fliegen war das schlimme Durcheinander im Gefieder unbrauchbar, jeder Flügel war anders verstimmt oder verkümmert, die Spannbreite lächerlich. So saß das Tier fest, lahmt und pickte nach allem, was in Reichweite seines Schnabels geriet. Es war gefährlich geworden, wie irre. Und so gab es der Junge, dem der Kopf davon weh tat, auf, den Sinn der Ermahnung deuten zu wollen, überließ, was die Matrosen über den Sand, die Sonne und das Wasser gesagt hatten, der Obhut seiner Erinnerung und begnügte sich mit der Hoffnung, es seien eines Tages, um zu verstehen, Gedanken gar nicht mehr notwendig.

Tatsächlich brachte er zumindest später einen kleinen Anfang doch zustande. Obwohl längst kein Kind mehr, benutzte er dazu noch immer gern seine Finger, als zähle er die Gedanken in der Reihenfolge ihrer vermuteten Zugehörigkeit. Was die Matrosen hatten sagen wollen, leuchtete ein, zumal, wenn man nicht sicher sein konnte, nicht doch unterwegs in einem Sturm, der den Verstand nun wirklich verloren hatte, abzusaufen. Daumen! Den Wahnsinn eines Sandsturms

abwehren zu wollen, das überstieg, wie sich oft genug herausgestellt hatte, selbst Allahs Kompetenz, von den Kräften seiner Schutzengel, falls es die gibt, ganz zu schweigen. Zeigefinger! Die Sonne, auch das stimmte, war kein Spaß. Wer sie herausforderte, der wurde früher oder später unweigerlich wahnsinnig. In einem Buch, aus dem ihm einmal, sehr viel später, einer vorgelesen hatte, stand es beschrieben. *Das Land gehört der Sonne. Das ist es, was er weiß. Das ist alles, was er weiß. Und daß keiner entkommt. Alles auf der Welt ist lächerlich, nur die Sonne nicht.* Soviel zum Mittelfinger. Unter den Menschen dagegen, zumal bei Windstille und in gutgeschlossenen Räumen wie in europäischen Städten, ist der Wahnsinn vergleichsweise unauffindbar, in jedem Fall schwer zu deuten, sein Härtegrad weder mit bloßem Auge noch mit Menschenkenntnis zu berechnen, seine Kraft lautlos, seine Ursachen dem Verstehen im Grunde unerreichbar.

Nun gut, beschloß er bei Betrachtung des unbeschäftigten nächsten, seines Ringfingers, er würde abwarten, aber weiter damit rechnen, die Matrosen könnten recht behalten.

Jahre später, bei einem Zwischenstopp im Hafen von Triest, ging er an Land und fiel, entkräftet und orientierungslos, wie er war, vor einem Friseurgeschäft in der via Carducci, nicht weit der Piazza Garibaldi, vor Erschöpfung in einen tiefen Schlaf. Es lag nahe, nach dem Erwachen der nützlichen Tätigkeit des Haarschneidens nachzugehen, gleich an Ort und Stelle. Er suchte nach Anhaltspunkten seiner Zugehörigkeit.

In diesem Fall half ihm, daß ein Mann seine Frau liebte. Nehmen Sie das so wörtlich, wie Sie können. Ein Apotheker, in der fraglichen Zeit mit seiner Nachtschicht beschäftigt und allein, rief seine Frau an, um sie, ganz wie zu Zeiten ihrer

Jugend, mit verliebten Worten zu einem Rendezvous zu überreden, an Ort und Stelle seiner beruflichen Existenz, also einem Stelldichein in der Apotheke, jetzt gleich, sogar sofort, in einem der beiden kleinen Hinterzimmer mit der Liege (die war von der Berufsgenossenschaft zwingend vorgeschrieben!); er habe, gestand er ihr, sich das alles so oft schon vorgestellt. Und wenn die Nachtglocke schlug, nun, dann schlug sie eben.

Sie liebte ihn auch, weigerte sich aber. Sein Bedürfnis, sich gehenzulassen, schmeichelte ihr zwar und sie nahm auch seinen für sein Alter und die Zahl ihrer gemeinsamen Ehejahre ungewöhnlichen Vorschlag gern als Kompliment, aber ganz traute sie ihm nicht; vor allem traute sie sich selbst die gehörige Portion Leidenschaft nicht mehr zu, die allein garantiert, daß alles, was an so einem Vorgang leicht lächerlich wirken kann, eine völlig untergeordnete Rolle spielt.

Sie hörte durchs Telefon die Nachtglocke.

Ich rufe zurück, sagte er und legte auf.

Sie betrachtete den Hörer. Hatte er das Fiasko auf dem Comer See vergessen, diese Parodie einer ähnlich stürmisch geführten Attacke in der Kabine eines Ausflugsdampfers? Von wegen, wenn es klopft, nun, dann klopft es eben.

Ein Passant machte den Apotheker auf einen vor dem nahen Friseurgeschäft liegenden jungen Mann aufmerksam, der offenkundig unverletzt, im Schlaf aber wie tot sei.

Der Apotheker bedankte sich, schloß die Klappe und lief zurück zum Telefon. In Notfällen wie diesen hatte sie immer die besten Einfälle. Ihrer war, daß sie ihm glaubte, sich anzog und auf den Weg zur Apotheke machte. Sie besah sich den Schaden. Ein Kind, ein junger Mann, und wahrscheinlich träumte er gerade. Das alles war ihr auf Anhieb sympathisch.

Ich weiß nicht, sagte der Apotheker.

Das bringt ihm nichts, die Polizei zu rufen, entschied sie. Es bringt nichts, im Leben nur immer Angst zu haben. Nimm ihn, wenn er ausgeschlafen hat, morgen, wenn du zum Friseur gehst, einfach mit.

So geschah es. Die Geschichte erzählte der Apotheker auch deshalb so gern, weil sie ihm Gelegenheit bot, sein kleines, ruhiges, längst gewöhnliches Leben ein wenig ins Licht einer Heldentat rücken zu können und dabei auch noch von seiner Begeisterung schwärmen zu dürfen über den praktischen, unerschrockenen Verstand seiner Frau. Genau das hat er an ihr immer geliebt, dafür aber in aller Öffentlichkeit nie die richtigen Worte gefunden.

Von außen war der Friseursalon unscheinbar. Es gab kein von der Hauswand quer in die Straße hinausragendes Schild, es gab nicht einmal an der Eingangstür einen eigens entworfenen Schriftzug. Ein grüner Wisch klebte von innen am Glas, die Genehmigung der Kommune, wie sie alle Friseurgeschäfte des Landes auszuhängen hatten, die Assessorato all' Artigianato, mit amtlichem Stempel, Unterschrift und der Angabe des Zeitraums, für die sie ausgestellt war.

Ohne Mühe erlernte der Friseur das Handwerk, wunderte sich allerdings – als ironisches Resultat seiner Bewußtlosigkeit –, daß die Zeit der Kaiser und Könige, der Kutschen und Perücken vorbei war. Noch war sein Zeitgefühl schläfrig und ungenügend synchronisiert mit dem Wandel der Moden, dessen kontinentales Tempo er nicht verstand und durch Passivität auszugleichen versuchte.

Er behielt diesen langsamen Blick bei, er war sein Wissen. Schau der Karawane zu, wie sie dahinzieht, aber bilde dir

nicht ein, durch die Unruhe eines Augenaufschlags Einfluß nehmen zu können auf ihr Tempo.

Daß seine frühesten Freunde Kamele gewesen waren, damit konnte im Salon des Signor Scardanelli keiner groß etwas anfangen. Diese Herrschaften hatten für eine Welt, in der man auf Sand unter einem Sternenhimmel im Kreis sitzt, der Wind die Sanddünen wandern läßt und die stumm Sitzenden das Ende der Welt bewachen, wenig übrig. Als Kind der Wüste ging er nicht durch. Das war alles entweder richtig oder falsch, in keinem Fall aber außergewöhnlich. Man hatte seine Gewohnheiten im Umgang mit dem Gemisch der Rassen, von dem es in jeder Hafenstadt überall auf der Welt nur so wimmelt. Jeder Fremde erzählte, was er wollte. Es mußte nur eine Geschichte ergeben, die ihm am Ende ein Aufenthaltsrecht bescherte und das Interesse eines Arbeitgebers.

Der junge Mann fügte sich ein. Wahrscheinlich träumte er, wenn er dem Besen folgte, mit dem er die Fliesen des Steinbodens säuberte, Handtücher reichte, dem einen oder anderen Kunden die Kreppkrause abnahm und den Nacken säuberte oder ein störrisches Kind durch eine Geschichte und verblüffende Einfälle so abzulenken hatte, daß es gar nicht anders konnte als stillzuhalten, eine monotone Schinderei in den meisten Fällen. Da sich die Herkunft des Gesellen nicht nachprüfen ließ, war man damit zufrieden, daß er sich wenigstens die Hände wusch.

Tatsächlich war er hellwach. Er prägte sich, was er sah und hörte, ein. Er war neugierig. Welche Vielfalt an Manieren, Allüren und Ticks! Wie unterschiedlich die Temperamente, die Tonlagen der Stimmen, ihre Streitlust! Welche Fähigkeiten der Verstellung! Wie reichhaltig das Angebot der vielen kleinen Unarten. Einer bohrt dauernd in seinen Ohren, hört

danach trotzdem nicht besser, ist aber bei allem, was diskutiert wird, anderer Ansicht. Daß ein anderer ständig seine Brille sucht, wäre nicht weiter schlimm, wenn er nur nicht immer alle Anwesenden verdächtigte, sie versteckt zu haben; und das mit trüber Genugtuung. Versuchen Sie, einem beizukommen, der unter Blähungen leidet und Professor, achtzig und Stammkunde ist. Das geht, denken Sie? Das geht nicht, ausgeschlossen, nicht ohne unhöflich werden zu müssen. Wann beginnt das Leben, das auf Nachsicht angewiesen ist? Nehmen Sie den folgenden Fall. Immer wieder bittet ein Herr, auch er längst ein guter alter Kunde, nach seinem Eintreten um ein Glas Wasser. Er setzt sich, bedankt sich für die Gefälligkeit, nippt einmal kurz und ist gleich darauf fest eingeknickt. Nein, ausnahmsweise gehört er nicht zu den Lautschnarchern, das ist es nicht, nur irgendwann gleitet ihm das Glas aus der Hand und zerspringt auf dem Steinboden. Wie reagieren, außer eben die Scherben zu beseitigen? Ihm seine Bitte abschlagen? Ihn mit einem Plastikbecher abspesen? Wie ihn am Einschlafen hindern? Den Gesellen abkommandieren, der ihn entwaffnet? Ausprobiert. Und das Resultat? Er schlug die Augen auf und beschwerte sich. Er liest die Zeitungen nicht, spielt kein Schach und kann Menschen nicht ausstehen, die das Wort an ihn richten, ihn womöglich dabei auch noch anfassen. Glaubt er wirklich, die zu Bruch gegangenen Gläser seien aus den Groschen finanzierbar, die er als Trinkgeld drauflegt? Damit ist man ausgelastet, mit Lappalien, mit was sonst! Einer, aber wer, klaut Klopapier! Leibesvisitationen androhen? Doch nicht im Ernst! Oder doch? Ein anderer Fall von Kleptomanie erledigte sich von selbst, sozusagen postum. Nach dem Ableben eines völlig Unverdächtigen hörte nämlich endlich der Spuk auf, daß abends



an jeder zweiten Flasche oder Tube der Schraubverschluß fehlte.

So kam es, daß der junge Mann begriff, daß ein Friseur nur im Nebenberuf einer ist, der Haare schneidet.

Die Welt der *via Carducci*! Sie war nicht spektakulär, aber unter ging sie auch nicht, nicht solange der Scherenschleifer einen nicht im Stich ließ. Natürlich, mit jedem, der starb, landete ein Bruchteil dieser Welt auf dem Friedhof, was aber nicht hieß, daß er als Gesprächsthema ausgedient hatte. Obwohl als Lebender nicht mehr vor Ort, wurde der eine oder andere so richtig erst interessant nach seinem Ableben. Was gab es da nachträglich nicht alles für Überraschungen, Enthüllungen und Entdeckungen! Und wie zuverlässig sich alle Gerüchte herumsprachen! Das Staunen beim Öffnen eines Testaments. Das Auftauchen einer allen, nicht nur der eigenen Familie verheimlichten Tochter; oder umgekehrt, die Tochter (oder ein Sohn) war gar nicht das eigene Kind, sondern das Ergebnis einer Fremdzeugung, von der die Frau nie etwas gestanden hatte. Ein Briefwechsel (mit wem?), aufbewahrt unter Geschäftspapieren. Wer war die ältere Dame an seinem Grab, die auch die Verwandtschaft nicht zu kennen schien? Ungereimtheiten unter Mussolini. Noch ein Testament, das die bereits verhandelte erste Version widerruft. Wie war der Gesamteindruck einer Person wie, sagen wir, Ettore Samigli (geflickte Jacketts, knarzende Halbschuhe, wenig Neigung zur Großzügigkeit, Trinkgeld gleich Null) in Zusammenhang zu bringen mit Gerüchten über angebliche Schwarzgeldkonten? Er war auch – Welch unheilvolle Gefühlsarmut! – nie in der Oper gewesen, wie man erst jetzt erfuhr, obwohl er über Premieren immer mitredete. Einer, der vorgab, in Abessinien gekämpft zu haben, hatte, wie sich nachträglich herausstellte,

lediglich im Lazarett gelegen, und das vom ersten Tag an. Der eine oder andere, alle eigentlich, waren plötzlich wieder Unbekannte geworden. Wer das nicht schaffte, dessen gerahmte Fotografie hängte man zwar auf – schaute aber nicht hin.

Einer von Signor Scardanellis treuesten Stammkunden war ein Mann im Habit eines Trauernden, der bei jedem seiner Besuche, auch wenn er nur für eine Rasur vorbeischaute, die Geschichte vom Unfalltod seiner Frau zum besten gab. Kein Wort hatte er je gegen ein anderes ausgetauscht in all der Zeit, die er schon hierher kam. Wie ein Prediger hielt er sich an den Text der Urfassung. Er selbst hatte inzwischen jede biblisch verkündete Begrenzung eines Menschenlebens längst überboten, zitterte ein wenig, das schon, hörte auch nicht mehr alles, war aber freundlich, aufmerksam zu allen und lachte auch gern, blieb aber stur, was die Geschichte betraf, die damals schon fast dreißig, wenn nicht vierzig Jahre zurücklag. Sie begann an einem Tag im Gebirge (in der Nähe von Luzern, wo seine Frau am übernächsten Tag beim Musiksommer konzertieren sollte) und beschrieb den Aufbruch frühmorgens noch vor Sonnenaufgang vom Vierwaldstätter See aus, das Glück eines gleichmäßigen Schritts, das weite Schauen in eine Welt hinaus, die immer stiller, immer einfacher wurde, welches Vergnügen sie teilten für dieses Gehen, die Liebe, die sie füreinander empfanden, wenn sie beim Klettern einander auf Kleinigkeiten aufmerksam machten, auf die Spur eines Hasen, einen einfallsreich gewachsenen Baum, die Leuchtkraft blanker Steine. Er verzieh ihr deshalb ihre Vorliebe für steile, nicht immer ungefährliche Aufstiege und war von der Gewissenhaftigkeit beeindruckt, mit der sie ihm, aufmerksam, wie sie war, von oben die richtige Route anzeigte. Es war ausgeschlossen, daß sie nicht wußte, was sie tat. So war sie auch

auf dem Podium gewesen, auch dort ging sie jedes Risiko ein. Sie spielte nicht mit der Gefahr, aber es war gefährlich, wie sie spielte, auch für ihr Publikum. Wie bei einer Bergwanderung konnte man, wenn man zuhörte, ganz schön aus der Puste kommen. Sie ließ einen nicht verschnaufen. Es war ihr Ernst mit jeder Note. Das war nicht mehr das übliche, unangenehm siegessichere und immer profitable Geschäft mit pianistischen Stars und ihren zu Höchstgagen dargebotenen Bravourstücken. Ihre Ehrlichkeit in allem, was sie war, kannte diese Beschränkungen nicht. Noch tagelang nach einem Konzert konnte sie böse sein mit sich, wenn sie nur abgeliefert hatte, was sie ohnehin konnte. Eine närrische Angst vor jeder Art von Zufriedenheit hielt ihre Motoren unter Dampf, und nicht nur die eigenen, wenn sie sich der Öffentlichkeit präsentierte. Und das tat sie immer öfter im Alleingang mit Stücken für Klavier solo, die nie einer je gehört und die meisten für eine Provokation gehalten hatten (und noch halten) – wie die beiden Klaviersonaten einer selbst in ihrem Heimatland so gut wie unbekanntem Russin (mit einem dieser typisch unaussprechlichen Namen), asymmetrische polyphone Konstruktionen von unerhörter rhythmischer Kraft, mit jähem Kontrasten zwischen zartestem Pianissimo und explosionsartig geschlagenen Akkorden, die sie damals in Luzern erneut ins Programm genommen hatte.

Es war für ihre Karriere allerdings vorteilhaft, daß sie als Tigerin gehandelt wurde, als leicht entflammbares Material und Blickfang sogar für Mitglieder der Orchester, mit denen sie auftrat. Daß sie als schwierig galt, weil sie Konzerte auch absagte, hatte Gründe, die sie weder in Gesprächen noch in Interviews diskutierte. Es fiel ihr schon schwer genug, sich darüber mit dem Mann, den sie liebte, zu unterhalten. Es gab

etwas Verborgenes, dem sie nachsann, einen Schmerz, der die Anstrengung, ihn betäuben zu wollen, milde belächelte.

Das alles zusammen und mehr, viel, viel mehr noch, waren die kostbaren Bestandteile seines Vergnügens, dieser Frau am Konservatorium in Padua begegnet und (tatsächlich vierzehn Tage nachdem sie sich zum ersten Mal geküßt hatten) ihr Mann geworden zu sein. Sie hatte ihn, so einfach war das, in einer Nacht mit ihrer Musik um den Verstand gespielt. Sie war damals ein noch kaum erwachsener Lockenkopf gewesen, der die karierten Hemden ihres Bruders trug und Arbeiterhosen, mit denen sie protestierte: gegen die Ungerechtigkeit, keine, wie sie fand, herzeigbaren Beine zu besitzen, gegen ihre Mutter, deren politische Ansichten und Freundeskreise, gegen das Geld, das keine Rolle spielte, bzw. natürlich dann doch die Hauptrolle, gegen alles, was die erwachsene Welt repräsentierte – in etwa stimmte so sogar die Reihenfolge. Sie schien, wenn sie in die Tasten hämmerte, die ganze ihr verhaßte High-Society verprügeln zu wollen, die in ihrem Elternhaus verkehrt war, als sie dort von gleich zwei Kindermädchen großgezogen worden war. An den Wänden im Mailänder Haus hingen nur deshalb keine kostbaren Gemälde, weil sie mit Fresken bemalt waren, Kunstwerken von unschätzbarem Wert und deshalb nicht Privateigentum, sondern Staatsbesitz, wie ihr eingebleut worden war. Hände weg! Nur nie auch nur in die Nähe kommen! Mit der Angst, auch nur eine einzige Tasse fallen zu lassen, die natürlich nicht nur einfach ein Stück Porzellan war, wie man es in Kaufhäusern erwirbt, machte sie jetzt, wo sie Klavier spielte, kurzen Prozeß. Sie hätte genau so gut zum Klassenkampf aufrufen können – und eigentlich tat sie genau das. Deshalb war es eigentlich auch Unsinn, sich nach einem Konzert zu verbeugen.